

Panel „Elternschaft im Spannungsfeld Diskurs / Medien / Wissenschaft“

Moderatorin: Dr. Marion Näser-Lather, Philipps-Universität Marburg

**„Der Entschluss zu heiraten kam letztlich, weil ich unbedingt Kinder wollte.“
Zum Selbstverständnis von Elternschaft in späten Coming Out Berichten.
Claudia Klank, Universität Stuttgart, Schwerpunkt Gender-Queer-Forschung**

Die zentrale Frage beim Thema spätes Coming Out ist, weshalb es erst spät erfolgt. Diese Frage ergibt sich aus tradierten stereotypen Vorstellungen zu Geschlecht und Alter, die Menschen ungefragt in ein heterosexuelles Zwangssystem verweisen und Ereignisse, wie insbesondere Heirat und Geburt, in zeitlich festgelegte Parameter unterteilen. Coming Outs werden dabei in der Adoleszenz verortet. Heirat, Kinder und Karriere hingegen in die Altersspanne zwischen dreißig und vierzig. Berichte über späte Coming Outs nach Ehe und Familie verdeutlichen, wie stark tradierte Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit in Bezug auf Elternschaft verankert sind. In *Berichte schwuler Ehemänner und Väter* aus dem Jahr 1994 wird der heterosexuellen Beziehung, um Kinder bekommen zu können eine außerordentliche Bedeutung zugeschrieben. Die Unverrückbarkeit normierter Werte sowie sozioökonomische Rahmenbedingungen verfestigen das selbstgewählte heterosexuelle Konstrukt. Wie sieht es 25 Jahre später aus? Ist das Selbstverständnis von Elternschaft, die nur in einer Verbindung aus Mann und Frau bestehen soll, nicht zuletzt durch rechtspopulistische Bewegungen wiederbelebt oder hat es sich gar nicht verändert? Wenn es sich verändert hat, wie lässt sich dann eines der jüngsten Studienergebnisse zu „hidden homosexuals“ erklären, in denen Männer zugeben, in heterosexuellen Beziehungen zu leben, Ehemänner und Väter sind, aber sich dennoch als homosexuell verstehen? Der Beitrag zeigt nicht nur anhand des 1994 veröffentlichten Textes auf, welches Selbstverständnis in Bezug auf Elternschaft artikuliert ist, sondern welchen Einblicke Texte über spätes Coming Out dazu gewähren. Aktuell geführte Interviews mit spät geouteten Ehemännern und Ehefrauen werden dazu in Beziehung gesetzt.

Rettet die Familie? Wie Bindungstheorie den familienpolitischen Diskurs mitbestimmt

Noemi Göltenboth, Universität Bamberg

Anti-feministische Lobbygruppen diagnostizieren schon länger die Bedrohung der „traditionelle Kernfamilie“ und untermauern ihre Argumente mit Befunden der Bindungstheorie. Im feministischen Diskurs wird Bindungstheorie, eine prominente psychologische Theorie zu frühkindlicher Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen (Ainsworth, 1978; Bowlby, 1969), vielfach dafür kritisiert konservative Werte zu tradieren und mütterliche Verantwortung zu individualisieren (u.a. Hamilton, 2016; Kanieski, 2010; LeVine, 2014). Die hier vorgestellte Feldforschung zu zwei politisch engagierten Elterninitiativen in Deutschland zeigt jedoch, dass Bindungstheorie in der Praxis nicht nur am rechten Rand, sondern durchaus von emanzipativ orientierten Elterngruppen verwendet wird. Beide Gruppen nutzen die Theorie für ihre jeweiligen Anliegen. Was macht die Bindungstheorie so interessant für diese unterschiedlichen Gruppierungen? Wo liegen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Interpretation und Nutzung der Theorie zwischen den verschiedenen Gruppen?

Antworten finden sich unter anderem in den Science and Technology Studies, die sich der sozialwissenschaftlichen Erforschung wissenschaftlicher Theorien in ihrem gesellschaftlichen Kontext widmen. Bindungstheorie fungiert im familienpolitischen Diskurs als „boundary object“ (Star, 2010; Star & Griesemer, 1989), das die verschiedenen Gruppen verbindet, indem es ihren Forderungen wissenschaftliches Gewicht verleiht. Die Begrifflichkeiten der Theorie sind zugleich unscharf genug, um Raum für Interpretation zu lassen: So lässt sich die Idee von Natürlichkeit und einem eventuell daraus resultierenden essentialistischen Geschlechterverständnis für den jeweiligen Kontext anpassen und mit Bedeutung füllen.

Un/Gewohnte Beziehungsweisen – Visuelle Politiken des Familialen im Schöner Wohnen Magazin der 1960er und 1970er Jahre

Rosanna Umbach, Universität Bremen, Stipendiatin des Mariann Steegmann Institut. Kunst & Gender

Was Familie bedeutet, wer – staatlich geprüft - eine Familie sein darf und wie eine Familie auszusehen hat, sind Fragen, die sich schon lange in Aushandlung befinden. Trotz Ausdifferenzierung heteronormativer Familienmodelle sieht man sich immer wieder konfrontiert mit dem Abziehbild der bürgerlichen Kleinfamilie im efeuumkränzten Einfamilienhausidyll – in der Politik ebenso wie beim Aufschlagen des Ikea-Katalogs - auch wenn es darin saisonabhängig in immer neuen Mustern daherkommt. Gerade über solche Bilder_Politiken werden tradierte Vorstellungen von Elternschaft und Familie beständig reproduziert und können gleichsam auf die Probe gestellt, durch_queert und erweitert werden. An dieser Stelle möchte der Vortrag ansetzen und das spezifisch Politische dieser familialen Visualitäten am Beispiel des Wohnmagazins *Schöner Wohnen* herausarbeiten. Betrachtet werden sollen insbesondere die un/gewohnten Familienmodelle und alternativen Formen des Zusammenlebens, wie sie in den Heften aus den 1960er und -70er Jahren neben traditionellen Rollenbildern und Beziehungsweisen immer wieder zwischen den Seiten und in den Medienverbänden der Zeitschrift auftauchten. Man mag es beim Blättern durch das Hochglanzmagazin heutzutage nicht mehr vermuten, doch damals wurden in der *Schöner Wohnen* immer wieder Fragen nach Elternschaft, der Verteilung von Care-Arbeit sowie antiautoritären Erziehungskonzepten gestellt: Die Demokratie sollte ins Wohnzimmer einziehen und durch die Um/Ordnung seiner Einrichtung und eine Neu/Ordnung des gemeinschaftlichen Lebens eine Revolution aus ihm heraus entwickelt werden. In den Reportagen des Magazins bekamen die Leser_innen Einblicke in den vermeintlich authentischen Wohnalltag von Familien, die ihr Wohnzimmer als *Allraum* möglichst hierarchiefrei gestalteten oder in WGs Sorge-Arbeit gemeinschaftlich erledigen. Wie diese sozialen wie räumlichen Architekturen als visuelle Politiken von Elternschaft und Familie im Display der Zeitschrift vorgestellt wurden, möchte der Vortrag über Bildanalysen und ihre Einbettung in gesellschaftspolitische (Zeit)Diskurse kritisch befragen. Welche emanzipatorischen Perspektiven auf Elternschaft sich auch heute noch aus diesen Wohnkonzepten entwickeln lassen und wo sich trotz aller vermeintlichen Revolution beständig statische Bilder von Mutter_schaft und vergeschlechtlicher Arbeitsteilung wiederfinden lassen, kann dadurch diskutierbar werden – auch mit einem Blick in den aktuellen Ikea-Katalog und der Möglichkeit, bestimmte Muster zu durchbrechen.

"Sorgearbeit in Co-Elternschaften – eine geschlechtertheoretische und gesellschaftskritische Untersuchung"

Alicia Schlender, Universität Göttingen

Familie ist eine vergeschlechtliche Angelegenheit, diese Tatsache hat mittlerweile Eingang in zahlreiche geschlechtertheoretische und soziologische Werke gefunden.

Wenn es um die Verteilung von Haus- und Sorgearbeit geht, tappen heterosexuelle Elternpaare nach wie vor in die "Retraditionalisierungsfalle". Dabei etabliert sich eine vergeschlechtliche Rollenverteilung, die die Akteur_innen eigentlich für überwunden hielten, oftmals den eigenen Idealen zum Trotz. So ist die „normale“ Kleinfamilie ein Ort, an dem Geschlechterungleichheit reproduziert und aufrecht erhalten wird. In Zeiten sich verändernder Familienformen wird die Frage immer dringlicher, wie Geschlechterverhältnisse innerhalb von nicht-klassischen Familienformen ausgehandelt und gelebt werden. Haben Sorgearrangements fernab der Kleinfamilie das Potential, eine geschlechtergerechtere Verteilung von Haus- und Sorgearbeit umzusetzen? In meiner Masterarbeit gehe ich dieser Frage nach. Ich untersuche darin Co-Elternschafts-Konstellationen, also soziale Praktiken von Menschen, die sich unabhängig von einer Liebesbeziehung bewusst dazu entscheiden, gemeinsam Eltern zu werden. Entsteht durch das bewusste Brechen mit der Kleinfamilie ein weniger vergeschlechtlicher Ort der Sorgearbeit? Die wenigen Studien, die es bisher zum Thema Co-Elternschaft gibt, verweisen auf eine paradoxe Tendenz: während die Co- Eltern zwar alternative Familienmodelle verwirklichen, scheinen tradierte Rollenbilder, wie das der Mutter als Hauptverantwortliche für die Sorgearbeit, darin dennoch reproduziert zu werden (vgl. Segal-Engelchin/Erera 2012).

In Zeiten, in denen Familie in der gelebten Realität ganz offensichtlich sehr diverse Formen annimmt, wird es umso relevanter, von der Norm abweichende Familienmodelle genauer zu untersuchen und sie aus ihrer – auf politischer, rechtlicher, akademischer und gesellschaftlicher Ebene immer noch marginalisierten – Nische herauszuholen. In Form von Interviews mit Menschen, die in Co-Elternschaften leben, richtet sich der Fokus auf die sozialen Praktiken der Akteur_innen, anhand welcher herausgearbeitet wird, wie sich die Aushandlungen rund um die Sorgearbeit gestalten, wie und ob Geschlecht darin zum Tragen kommt und ob die Akteur_innen ihre Lebensform als eine politische verstehen. Durch die Betrachtung der gezielten Entkopplung von Liebesbeziehung und Familiengründung wird nach der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung dieser familialen Lebensformen gefragt. Welche politische Bedeutsamkeit hat es, wenn Familie nicht mehr als der romantisierte Ort von Reproduktion gedacht wird, sondern Akteur_innen sich bewusst davon abwenden?

Zum Zeitpunkt der Tagung wird die Masterarbeit abgeschlossen sein, so dass konkrete Ergebnisse präsentiert werden können.